Notizen

Wo Zeilen wie Augenlider sind und zwischen ihnen ein Gesicht: solche Entdeckungen macht man nicht mehr in den Journalen, doch manchmal noch in den Briefen. Jetzt, in jenen vom Schlachtfeld der Menschheit — aber wieder nur in solchen, die nicht in die Zeitung kommen — ist es ein Menschenblick des Verbannten, voll unverstehenden Staunens, welche Interessen welchen Lebens ihr Opfer da wollen, voll Neugier, ob Gott sich doch eine letzte Deutung dieses Wirrsals aufgespart habe, und voll zustimmenden Dankes an einen, der ihnen Mut macht, sich im Leiden wohler zu fühlen als die, welche vom Leiden leben. Und unter den vielen auf solche Art geschriebenen ein Frauenbrief, Bericht vom Schlachtfeld der Natur:

. . . Eine entsetzliche Lawine ist von der Richtung Hahnensee niedergegangen. Wir hörten und sahen sie: eine riesengroße Schneewolke und großes Getöse. Sie hat einen breiten Streifen Waldes mitgenommen, glatt abgeschnitten. Unter dem gehäuften Schnee liegen aufeinandergetürmt und vergraben die schönen alten Bäume samt Wurzeln, und jeder Baum zerissen, zerzaust, zerbrochen, und weiß Gott, wie tief das geht. Der Schnee ist hart zusammengedrückt, man steigt darauf herum. Es sieht zu traurig aus, ein Bild der trostlosesten Verwüstung. Dazu ein süßer starker Coniferenduft, denn die Zweige sind frisch gebrochen, und aus den Stämmen fließt das Harz. Wohl das grausamste Blut.

Ja, dies Mitleid an einem süß duftenden Leichenfeld ist das wahre, größere. Denn das andere meint den einzelnen, der ihm nahe war und den es nun so verändert sieht. Mit allen aber leidet es nicht. Nur in einem geistigeren Sinne dann, wenn es erbarmungslos sagt: So und nicht anders hat die Menschheit gewollt. Denn der Wald hat die Lawine nicht erfunden, um von ihr zerrissen zu werden: wohl aber der Mensch die Technik. Der Wald war unschuldig, und der Mensch straft sich so hart. Auch hinterläßt das Wirken der Unnatur kein Bild. Getöse da und dort; aber dort verheimlicht die Macht nicht ihren Anblick, die Waffe ist so furchtbar als sie scheint. Aus den Wunden selbst fließt Balsam. Der Tod duftet. Hier siehst du nur das Werk. Du hast Andacht zu vergeben, aber es fehlt die Lawine, das schmerzlich schöne Gesicht des Überwinders, ein Begreifenkönnen der Notwendigkeit und die um so größere Trauer, daß in der Schöpfung nicht nur Blüte ist, sondern auch

Untergang. Hier siehst du nur zerrissene, zerzauste, zerbrochene Menschen. Weiß Gott, wie tief das geht. Und frisch gebrochene Zweige!

* * *

Wo ist der Dichter, den jetzt noch der rasende Lauf der Menschenmaschine, dies unerschütterliche Walten der entfesselten Quantität zu einer segnenden Gebärde verleiten möchte und der nicht ein Spekulant wäre, sondern ein Dichter? Als es begann, gab es hingerissene Schwachköpfe. Was sagt man heute zu den Ausbrüchen eines Richard Dehmel, aus der Zeit, da

aus Schleswig und Elsaß, Tirol, Mähren, Krain
nur Deutscher wollt' endlich jeder sein

die Bruderscharen kamen »gegen russischen, welschen, britischen Neid« ausgefahren.

Und was kommt hintendrein noch getönt,
was stampft so eisern die Erde,
daß uns die Wand des Herzens dröhnt?
Das waren die deutschen Pferde.
Mit witternden Nüstern auf der Wacht
trugen auch sie ihr Blut zur Schlacht
für Deutschlands Ehre und Recht und Macht —
in den Dörfern tobten die Hunde;
Auch unsre Tiere spürten den Ernst
der großen Gottesstunde.

Die große Gottesstunde war damals nicht darnach angetan, einem Dichterherzen die Erleuchtung zu bringen, daß Tiere wohl die tragischesten Opfer des Willens zur Macht sind, da ihnen auch nicht die entfernteste Schuld an dem Zustandekommen der allgemeinen Wehrpflicht beigemessen werden kann und daß ihre Unterwerfung unter den Begriff des nationalen Ehrgefühls sicherlich von allen Kriegsgreueln das tollste ist. Damals hat einen deutschen Dichter noch die Vorstellung inspiriert, daß ein französisches Pferd aus Revanchelust, das eines Kosaken aus Raubgier, das des »Söldners« offenbar aus Konkurrenzneid mitmache und nur dann kein Schuft sei, wenn es zu den eigenen Pferden, den braven, desertiere, und daß auch alle Pferde, die aus Mähren oder Krain requiriert wurden, nichts anderes im Sinne hätten als den Wunsch, endlich deutsche Pferde zu sein.

Dieser Dehmel nannte ehedem nicht nur das Geräusch der Maschinengewehre Sphärenmusik, sondern gab uns auch die Zeile:

Marsch marsch, ruft Gott, schützt euer Land!

Später wurde in Österreich das »Reiterlied« eines Mannes berühmt, der Advokat und Zionist war und sich lyrisch als Reitersmann getragen hat, dem es gleichgiltig ist, ob er am Donaustrand oder in Polen stirbt. Jenes gangbarste Mißverständnis über die Lyrik, das die Teilnahme am Ereignis mit dem Erlebnis verwechselt, während doch selbst nicht einmal der tieftraurige Heldentod des Eingerückten, ob er nun geschwiegen oder geschrieben hat, das allergeringste für das Erlebnis beweist, hat dem Gedicht etwas von der Glorie verliehen, mit der der unvorhergesehene Abschluß einer bürgerlichen Laufbahn heute so häufig registriert wird. Zwei Dohlen, die dort am Wegrand sitzen, spielen neben der Aktivierung der Dehmelschen Tierwelt eine rein ornamentale Rolle. Aber Zeitgenosse zu sein und Zeuge von dem Schicksal der unter die Maschine geratenen Kreatur: dies einzige Erlebnis von heute, das Herz und Mut voraussetzt, hat noch keine Leier gefunden. Diese ganze Versfußtruppe ließ sich lange genug zur Skandierung der ewigen Schande antreiben und war froh, anstatt zu schweigen in zweifach gebundener Rede einem Weltwillen gerecht zu werden, der ihr keine leiblichen Strapazen auferlegte, keine persönlichen Gefahren, die ja doch so oft einen Abbruch der Romantik bedeuten. Heute sind es nur noch Spekulanten, die das Geschäft der Leidenschaft besorgen; aber zur Empfindung dessen, was jetzt erst zu empfinden wäre, jetzt auch von den vielen, denen ich es am ersten Tage vorempfunden habe, ist noch kein Dichterherz mobilisiert. Doch, eines: das eines Kesselschmieds, namens Heinrich Lersch, von dessen Versen (bei Diederichs in Jena) ich in einer ausländischen Zeitung die folgenden zitiert finde:

Ein Kamerad

Den langen Herbst und Winter hielt er getreulich stand,
schuf sich aus Krieg und Fremde Heimat und Vaterland.
Sein Heimweh tranken die Sterne, es floß in die ruhende Nacht,
am Tage hat er der Heimat wie einer Toten gedacht.
Doch als der Frühling mit erstem Scheine die Luft erfüllt,
da war sein hartleuchtend Auge von dunkler Trauer umhüllt.
Da stöhnte er tief im Schlafe und wußte es selber nicht,
da welkte in Träumen und Sehnen sein hartes Kriegergesicht.
Und eines Morgens im Dämmer, da sang es über das Land —
Da stand er, bebenden Mundes, sein Antlitz zum Himmel gewandt,
da war eine erste Lerche, die sang zwischen Krachen und Graus,
da floh die gefangene Seele aus ihres Willens Haus.

Da weinte er. Weinte vor Qual: Jetzt sah er erst Tod und Schlacht,
sah, was des halben Jahres Krieg über die Erde gebracht.
Er griff nicht mehr zum Gewehre, er hat seine Wacht versäumt,
und stand er auf seinem Posten, da hat er geschwärmt und geträumt.
Er küßte die nackte Erde und warf sich an ihre Brust,
hat nichts mehr von aller Beschwerde, nichts mehr vom Kriege gewußt.
Er hörte auf kein Kommando, nicht, wenn ein Schrapnell zersprang,
kein Schießen, kein Stürmen, kein Rufen — nur: daß die Lerche sang.

Dieses letzte Erlebnis, das der Zwang zum Sterben dem Menschenherzen gelassen, nach solchem Lärm einen Vogelruf zu hören, ist so überwältigend, daß es nicht allzuschwer sein mag, die Sprache zu finden. Und gar, da statt des halben Jahres schon der Krieg der anderthalb Jahre, im zweiten Frühling, auf die Seele drückt. Aber außer diesem ersten einen Lerchenruf haben wir keinen nächsten vernommen. Herr Richard Dehmel, dessen Ausdruck in den Mysterien der Liebe verschlungener und in den Mysterien des Krieges primitiver ist als die Sprache jenes Dilettanten, sollte nachträglich empfinden, welche Macht die Tiere über die Menschen haben können, wenn die nur wieder zu sehen und zu hören beginnen, nachdem sie so lange das Unnatürliche getan haben. Einen Undank, wie ihn die Großen bei Shakespeare den einmal benützten Mördern zu beweisen pflegen, müßten, so sollte man hoffen, bald die Patrioten für ihre Lyriker übrig haben, ein übernächtiges Grauen vor der Erinnerung, daß man das einst habe gutheißen, wünschen und mitmachen können. Und der fette Intellektuelle, dessen in den sichersten Gegenden des Hinterlands entstandenen »Haßgesang« jedes Gesinnungswerkel durch ein ganzes Jahr in ganz Deutschland gespielt hat, opfere vollends seine Feder auf dem Altar des Vaterlandes, wenn er das Gedicht jenes Kesselschmieds liest, in dem einer in die Kugelgefahr ging, um den toten Feind, der vor dem Drahtverhau lag, zu holen und zu begraben:

Es irrten meine Augen — mein Herz, du irrst dich nicht.
Es hat ein jeder Toter des Bruders Angesicht.

Aber in den Lesebüchern wird stehen: »Eini das Messer ins Russenfleisch und gach umdraht!«, und daß es ein Hochgefühl sei, »den Feind 'rankommen zu sehen und ihn niederknallen zu können, ohne daß er einem recht ankann.«

Aufhören zu verzweifeln — das werden wir nie! Wo aber sollen wir anfangen?

* * *

In einer deutschen Zeitschrift werden zitiert:

Graf Alfred de Vigny:

Ich rufe die Empörung des Gewissens eines jeden Menschen, der mitangesehen hat, wie das Blut seiner Mitbürger geflossen ist, oder der selbst daran schuld war, zum Zeugen dafür auf, daß eines Menschen Kopf nicht genügt, das drückende Gewicht vieler Morde zu ertragen. Dazu braucht es so vieler Köpfe, als es Kämpfende gibt. Um die Verantwortung für dieses Blutgesetz zu tragen, das man geschaffen hat, muß man es zum mindesten gut verstehen. Aber die besten Einrichtungen, von denen hier die Rede ist, werden nur vorübergehende sein, denn, ich wiederhole es noch einmal: die Heere und die Kriege haben ihre Zeit. Trotz der Worte eines Sophisten . . ist es nicht wahr, daß der Krieg gegen einen Fremden ein »heiliger« sei; es ist eben so wenig wahr, daß die Erde »nach Blut dürste«. Der Krieg ist verflucht von Gott, ja sogar von den Menschen, die ihn führen, und die ein geheimes Grauen vor ihm empfinden. Die Erde aber dürstet nach nichts anderem, als nach frischem Regen für ihre Flüsse und nach reinem Tau für ihre Blumen.

Jean Paul ~~der nun so hieß~~:

Das Unglück der Erde war bisher, daß zwei den Krieg beschlossen und Millionen ihn ausführten und ausstanden, indeß es besser, wenn auch nicht gut, gewesen wäre, daß Millionen beschlossen hätten und zwei gestritten. Denn da das Volk fast allein die ganze Kriegfracht auf Quetschwunden zu tragen bekommt, und nur wenig von dem schönen Fruchtkorbe des Friedens, und oft die Lorbeerkränze mit Pechkränzen erkauft; da es in die Mordlotterie Leiber und Güter einsetzt, und bei der letzten Ziehung (der des Friedens) oft selber gezogen, oder als Niete herauskommt: so wird seine verlierende Mehrheit viel seltner als die erbeutende Minder-Zahl ausgedehntes Opfern und Bluten beschließen.

* * *

Einiges von dem unter den »Glossen« aufbewahrten Material ist — vgl. S. 112 des letzten Heftes — wieder der ‚Arbeiter-Zeitung' entnommen, deren Bemühung, dem durch Tat und Flucht grausamen Tag etwas Besinnung beizubringen, hier auf haltbarerem Papier unterstützt wird.

* * *

Die Tendenz der Sammlung Schopenhauerscher Worte gegen die deutsche Kultur im letzten Heft war nicht nur die Absicht, jener intellektuellen Nachhut, die die Soldaten gegen den Vorwurf des Barbarentums durch die Beteuerung schützen will, daß die Deutschen »das Volk Goethes und Schopenhauers« seien, dieses Vorhaben auszureden. Sie war vor allem das Bestreben, die Nachhut zur Vorsicht anzuhalten und ihr beizubringen, daß sie ihrer Heimat

den schlechtesten Dienst erweise, wenn sie Schopenhauer nicht nur als Repräsentanten ihres Geisteslebens — das ist zu dumm — ausspiele, sondern als Zeugen gegen eine feindliche Nation — das ist gefährlich — bemühen wolle. Denn was immer er gegen andere Kulturen auf dem Herzen gehabt haben mag, jedenfalls taugt er heute schlecht zur Aussage, weil er eben besser gegen die eigene Nation aussagen könnte, und weil es doch vom Standpunkt derer, die vom Gegenteil leben, verfehlt ist, die Feinde auf solche Chance aufmerksam zu machen. Kein Autor sollte jetzt von denen, die Gegenbeweise gegen Barbarentum sammeln müssen oder diesen Vorwurf auf den Feind abzuwälzen haben, sorgfältiger versteckt werden als Schopenhauer. Ich bin zu jenem und diesem nicht verpflichtet und seinen Angriffen gegen das Deutschtum, welche ja nur die Fronde gegen eine heute erst besiegelte Lebensrichtung waren, die sich gegen das Leben und gegen das Gut der von ihm über alle andern gestellten Sprache kehrt, habe ich seine freundlichen Worte über die Italiener entgegengestellt, wieder nur um zu zeigen, wie unvorsichtig die Benützung eines andersgearteten Ausspruchs sei, den ich selbst nicht gefunden hatte und der eben schwerer zu finden ist als die vielen andern. Nun wird mir mitgeteilt, daß diese Äußerung Schopenhauers gegen die Italiener in einem Nachlaßband (›Neue Paralipomena‹) feststellbar sei. Das ändert natürlich nicht das geringste an dem Risiko, das deutsche Journalisten eingehen, wenn sie Schopenhauer zu einer nationalen Entscheidung anrufen, ganz abgesehen von der Absurdität der Vorstellung, daß gerade er auch nur mit einem Wort Aufenthalt in solchen Mündern nehmen soll. Ich habe die Echtheit jenes Zitats nicht bezweifelt und ihr Beweis bringt mich keineswegs in Verwirrung. Der Sinn meiner Kollektion — viel patriotischer als er auf den ersten Blick scheint — war, an einem wirksamen Beispiel zu zeigen, daß eine gewisse nationale Dummheit, die dem Feind die Waffe liefert, der wahre Feind ist. Deutsche Literaturkreise aber, von der Fülle Schopenhauerscher Aversion gegen die Deutschen sichtlich überrascht, erwarten nun von meiner »Gerechtigkeit«, daß ich nicht nur die Auffindung jenes antiitalienischen Ausspruchs bestätige, sondern auch noch die folgenden Sätze wiedergebe, die Schopenhauer am 29. Oktober 1822 von Florenz aus an seinen Freund Osann in Jena geschrieben hat (Briefe, Leipzig 1911, S. 125):

. . . . wieder lebe ich unter der verrufenen Nation, die so schöne Gesichter und so schlechte Gemüther hat; am auffallendsten ist die unendliche Heiterkeit und Fröhlichkeit aller Mienen: sie kommt von ihrer Gesundheit und diese vom Klima; dabei sehn viele so geistreich aus, als ob etwas dahinter stäke: sie sind fein und schlau und wissen sogar, sobald sie wollen, brav und ehrlich auszusehen, und sind dennoch so treulos, ehrlos, schamlos, daß die Verwunderung uns den Zorn vergessen läßt. Fürchterlich sind ihre Stimmen: wenn in Berlin ein einziger auf der Gasse so gellend und nachhallend brüllte wie hier Tausende, so liefe die ganze Stadt zusammen; aber auf den Theatern trillern sie vortrefflich.

Die deutsche Literatur hat also nicht vergebens an meine Gerechtigkeit appelliert. Schließlich muß Schopenhauer selbst entscheiden, ob er früher oder später mit den Italienern recht gehabt hat, und wenn man schon gerecht ist, wird man seine reiferen Antipathien für die besseren halten müssen. Wäre er noch älter geworden, er hätte die Fähigkeit, »sobald sie wollen, brav und ehrlich auszusehen«, neidlos einem andern Menschenschlag zuerkannt. Wie recht hatte er aber schon damals mit der Meinung, daß in Berlin, wenn dort ein einziger auf der Gasse brüllte, die ganze Stadt zusammenliefe. An das Gebrüll der Masse gewöhnt sich, wer unter ihr lebt; an die Berliner Individualität niemand. 1822 war ihm noch die Schönheit der Perfidie zuwider, aber später hat er schon gezweifelt, ob die Häßlichkeit das Gesicht der Treue habe, und wie ihm heute die garantiert zuverlässige, einzig authentische, jeden Zweifel mühelos abweisende Wolff-Bürro-Visage behagen würde, das weiß ich ganz genau. »Treubruchnudeln« und »Schurkensalat« hätte er nicht gegessen. Und die deutsche Literatur soll künftig an seinem Geschmack, aber nicht an meiner Gerechtigkeit zweifeln. Und vor allem nicht an seiner Konsequenz. Denn sie mögen seinen italienischen Sympathien getrost seine italienischen Antipathien entgegenstellen: in Bezug auf die Deutschen werden sie ihm sein ganzes geistiges Leben lang keinen Widerspruch nachweisen können.

* * *

Der in Nr. 413—417 veröffentlichte Aufsatz »Die Judenfrage« von Dostojewski ist in den »Politischen Schriften« der im Piper'schen Verlag erschienenen Gesamtausgabe enthalten, die verdienstvoll wäre, auch wenn der Prospekt es nicht nötig fände, die Größe Dostojewskis durch Bahr und Bierbaum beglaubigen zu lassen. Da die Tatsache eines deutschen Dostojewski immerhin

wichtiger ist als die Existenz sämtlicher momentan vorrätigen deutschen Originale, so wird hier (wie in der freiwilligen Anzeige auf dem Umschlag) auf diese Gesamtausgabe hingewiesen.

* * *

In den ‚Weißen Blättern', deren Name von der Farbe des Schleims kommt und die bei Kriegsbeginn ihre Ruhepause mit der im Munde der Generation nicht unebenen Erklärung begründet hatten, daß »jetzt die Zeit zum Handeln« gekommen sei, glaubt sich Fräulein Annette Kolb — die gewiß menschlich mit jenem Milieu nichts zu schaffen hat — mit mir auseinandersetzen zu müssen.

.... Jetzt aber kann man der Verwundeten und der Gefangenen nicht denken, ohne daß sich das Mitgefühl auch jenen Vereinzelten zuwendet, deren es heute in allen Ländern gibt, die von dem Strom der Gedankenlosigkeit, der alles umwarf, nicht fortgerissen wurden, sondern von ihrer brennenden Erkenntnis, wie in Einzelhaft verwiesen, allein und abgetrennt, ihn überragen. Man schreibt gewiß nicht ohne große innere Pein Sätze nieder, wie ich sie heute in der ‚Fackel' finde: »Der kriegerische Zustand scheint den geistigen auf das Niveau der Kinderstube herabzudrücken«; und man stimmt nicht anders als bedrückten Herzens dem Autor bei. Aber nicht länger bin ich des Verfassers Meinung (was nicht geschieht, um ihm entgegenzukommen, der ein paar Seiten weiter die Äußerung zu Drucke bringt: »Eine Frau soll nicht einmal meiner Meinung sein, geschweige denn ihrer«), nicht länger teile ich seine Meinung, wenn er auf die Frage, die er aufwirft: »Was kann durch den Weltkrieg entschieden werden?« sich selbst zur Antwort gibt: »Nicht mehr, als daß das Christentum zu schwach war, ihn zu verhindern«. Ja, ich maße mir die Meinung an, daß er da wirklich mit einer unzureichenden Leuchte an das Problem herantritt.

Nämlich das Christentum war nicht zu schwach, sondern zu stark, die Menschheit evoluiere langsam, nur Geduld, es wird schon kommen.

Aber der Gewalt des Christentums tut die menschliche Hinfälligkeit keinen Abbruch; ja unerbittlicher könnte es nicht wider uns triumphieren ....

Man soll nur am Christentum festhalten, sich nicht »durch das Ekle und Scheußliche«, das den Katholizismus »tief unter sich begrub«, irre machen lassen, »um in der Vermutung nicht gestört zu werden, daß wo einmal dieser viel mißbrauchte Kult zu seinem adäquaten Ausdruck gelangt, eine Höhe des Daseins sich ergibt, die alles andere weit unter sich

läßt« etc. Dies sei zwar sehr selten der Fall. Wenn aber, so tut sich erst das Weltall auf.

Daß heute, wo die Welt wie nie zuvor zu einem Jammertal versank, daß sich ihr da zum ersten Male die Umrisse der Gestalt des Hirten vollgültig umschrieben, ist diese Tatsache keiner Deutung wert?

Wer hat die Tatsache wahrgenommen? Kein Mensch, aber schön wär's:

Nicht Feind vom Feinde, nicht ihre Konfessionen scheidend, ist Gleichgewicht, das hoch und einsam über die gebeugten Völker ragt, bei ihm allein. Ist dies kein Innehalten wert?

Sie halten aber gleichwohl nicht inne, und die Völker bleiben gebeugt.

Die wahre Fahne, die alle umwallt, entrollte nur er. Und wer, Jud oder Heide, spottet heute diese Hirten ohne Herde und dennoch Hirten, wie nie zuvor; nie zuvor so gebieterischen und so weithin deutlichen Reliefs, von der Wahrheit selbst gleichsam emporgehalten und hinausgestellt, aus der Ohnmacht erst geschaffen, wie es scheint.

Wie es scheint. Wem ist das Relief deutlich? Keiner spottet, aber niemand läßt sich stören,

Oder soll ich es in Währungen ausdrücken, da sie es doch sind, welche diese Zeit in ihre Bahnen warfen? Nun, wie zwei Münzen, für was sie gelten und nur auf ihren Klang hin und ohne Kommentar werfe ich sie hin: Wilson und Benedikt. Denn wer hörte nicht von selbst die schwere, gewaltige vor der hohlen und hinfälligen heraus? Wen erschreckte da nicht der Unterschied? Sogar Amerikaner. So viel Phantasie haben sogar sie.

Es ist gefehlt, jetzt etwas in Währungen auszudrücken. Denn die Christen entschädigen sich für den Kursverlust am Blut und für den Blutverlust am Kurs. Auch legt es Zweifel nahe, welchen Benedikt Fräulein Kolb eigentlich meint, den mit der schwersten Münze, oder nur mit der schweren, den starken oder den schwachen? Sie scheint den schwachen zu meinen und findet, er habe den Klang in der Welt. Die Dame hat mit allem recht, sie wünscht, daß es so wäre, und sie schreibt gern. Ich bin ganz ~~der~~ Meinung ~~des Fräuleins Kolb~~ nur sie nicht meiner und das ist recht so. Was kann durch den Artikel einer Frau bewiesen werden? Nicht mehr, als daß ich zu schwach war, ihn zu verhindern. Beweist das etwas gegen meinen Wert? Im Gegenteil, ich war nicht zu schwach, sondern zu stark, Schriftstellerinnen evolvieren langsam und unerbittlicher konnte ich nicht wider das Fräulein Kolb triumphieren. Ist dies kein Innehalten wert?

sie schreibt aber weiter. Ich lese aber nicht weiter. Nur bis zu der Stelle, wo ich, nachdem sich herausgestellt hat, daß wir beide das Christentum, von der kriegführenden Menschheit begraben, über eine kriegstaugliche Menschheit triumphieren lassen und es also höher schätzen, als diese ist und es schätzt, die Worte bemerke:

Nein, Herr Kraus, das war gedankenlos!

Und dies, wiewohl ich doch zu jenen gehöre, die »von dem Strome der Gedankenlosigkeit nicht fortgerissen wurden«, sondern »ihn überragen«, nämlich den Strom, sozusagen ein schwimmender Berg. Da hier somit eine Frau meinen Rat, nicht meiner und nicht ihrer Meinung zu sein, denn doch völlig erfüllt hat, schiele ich neugierig, aber vorsichtig zur Fortsetzung hinüber und finde das folgende:

Überhaupt — um von den Männern zu reden — meine ich, daß gegenwärtig kein Grund vorliegt zu ihrer Überhebung. Ich bin nie eine Frauenrechtlerin gewesen und dieser Bewegung gegenüber stets passiv geblieben; aber ich muß schon sagen: daß nach vielen Dezennien eines ausschließlichen Männerregiments ein derartig vollendeter Wirrwarr zutage gefördert wurde, gibt doch zu denken.

Fräulein Kolb will jetzt also die Aufmerksamkeit auf einen Wirrwarr ablenken, den die Männer angerichtet haben, und ich war nur ein Übergang zu der herzhaften Hypothese,

daß, wenn statt der Herren Sonnino, Berchtold, Poincaré, Bülow, Churchill, Iswolski usw. die Damen (ich nenne keine beliebigen, sondern solche, die sich schon erprobten, die es wirklich gegeben hat, die mithin irgendwie weiter vorhanden sind), wenn statt ihrer Damen wie die Markgräfin von Bayreuth, Maria Theresia, Katharina II. und die von Siena, Julie de Lespinasse und auch die alte Queen, daß wenn solche Frauen mehr im Vordergrunde gestanden hätten, statt ausgeschaltet zu sein, mit zu bestimmen, statt zu schweigen gehabt hätten, daß dann — — es läßt sich nichts beweisen.

Das ist nur zu wahr, daß sich nichts beweisen läßt. Aber Fräulein Kolb hat Namen genannt, keine beliebigen, sondern solche, die sich schon erprobt haben. Ärger, sagt sie, könnten die Dinge, wie sie ohne die Mitwirkung jener Frauen, »ohne ihr Zutun« — was beweisbar ist — sich jetzt gestaltet haben, unmöglich sein. Klar erkennt man, daß man mindestens nicht schlecht gefahren wäre, wenn man mit der Katharina der der alten Queen, die irgendwie vorhanden sind, die man aber nicht auf-

kommen lassen wollte und die jetzt auf Spitalsdienst, Bridgespiel, Theosophie, Kjöringfahren oder gar Bücherschreiben angewiesen sind, einen Versuch gemacht hätte. Natürlich hat die Dame wieder ganz recht mit der Meinung, daß die Frauen das Politisieren, das ja wirklich sogar leichter als Kochen ist, so gut treffen würden wie die heutigen Männer, wiewohl die Unfähigkeit der Männer noch kein Beweis dafür ist, daß sie es besser treffen würden, und ich ja auch schon erprobte Namen nennen könnte wie Perikles, Macchiavelli, Peter der Große, Bismarck. Soweit, was das Politisieren anbelangt. Was aber das Denken im Allgemeinen betrifft, so ist die Frage, ob sich hier den Frauen ein Beruf öffnet, noch heikler. Denn meine Unfähigkeit dazu beweist schon gar nicht, daß die Annette Kolb es kann.

* * *

Eine jetzt in Schwang gekommene Art des Feuilletonismus, die deutsche Hausmannskost statt der französischen Küche bietet und von braven Jungen zubereitet wird, finde ich in einer Zuschrift mit besserem Geschick parodistisch dargestellt, als es die Biederkeit selbst vermöchte. Die Gemütsart dieses Typus ist zusammengesetzt aus einer Weltweisheit, welche die irdischen Genüsse, wie das Fahren im Schlafwagen schon überwunden hat, und einer Fibeleinfalt, die deren gründliche Kenntnis nicht verheimlicht. Sie zieht das edle Weidwerk großstädtischen Vergnügungen auch dann vor, wenn von etwas ganz anderem die Rede ist, und in ihrem Ausdruck ist sie ein fortwährendes Butzenscheibenschießen. Sie hat das Herz auf dem rechten Fleck, aber das Wort immer auf dem andern, indem sie den Menschen nicht nur als Jägersmann betrachtet, sondern diesen noch als »Jünger Hubertus'«. Ihr Vorstellungsleben bewegt sich zwischen einer Volkstümlichkeit, die auf einer Kennerschaft von Land und Leuten beruht und bis zur Befassung mit den seltensten Gebrauchsgegenständen geht, und herzhafter Ablehnung jeglichen Komforts, dessen Betätigung sonst von einem Feuilletonisten verlangt wurde, der bislang wissen mußte, daß in einem fashionablen Hotel die Grande-Dame auf das vierte Läuten erscheint, oder andernfalls bereit war, sich über das Fehlen der »dämonischen Frau« lustig zu machen. Hier wird etwas ganz Neues geboten, wie man unschwer an der schlichten, im weitläufigsten Ausdruck immer doch das Einfachste bergenden Sinnesart erkennen wird.

Hinterm Vorhang des Lebens.

An einem der köstlichen Tage, die der liebe Lenz uns jetzt beschert, führte uns kürzlich ein Geschäft frühmorgens auf einen unserer großen Bahnhöfe. Die herbe, frische Luft rief in uns allsogleich die Erinnerung an manchen fröhlichen Pirschgang wach, da wir im grünen Röcklein des Weidmannes, die blanke Büchse über der Schulter, der ritterlichsten und männlichsten Leibesübung oblagen. Bald galt es dem graubraunen Meister Lampe, bald dem rostroten Herrn von Reinecke und seiner Gesponsin, der zierlichen Fehe, bald gar dem wackeren Vogel mit dem langen Gesicht, dessen Anblick jedem echten Jünger Hubertus' das Herz höher schlagen läßt. Mit mitleidigem Lächeln gedachten wir wohl auf solcher Wanderung jener armen Spötter und Hämmlinge, die sich um diese Stunde noch in den weichen Federn gütlich tun. Freilich ist es nicht immer ihre Schuld, wenn ihnen manches fehlt, was das Leben köstlich macht.

Nun führte uns unser Weg über einen offenen Markt. Zartrote Lämmer hängen da neben schmackhaften Öchslein von der Farbe des Chrysoberills und neben den weiten braunen Körben mit maigrünem Inhalt leuchten goldige Pyramiden, aus süßen Früchten gebildet. Nicht jeder freilich ist imstande, solche Farbensymphonie zu genießen, und lächelnd gedenken wir unseres Freundes Adolf, dem ein knusperig braunes »Backhendel« in Begleitung eines würzigen Gurkensalates über alle Kunstgenüsse geht. Jetzt freilich muß der Arme schon seit Wochen auf solche Leckereien verzichten, denn die Fieberhexe hält ihn in den dürren Fängen und zwackt ihn weidlich.

Nun umfängt uns die graulichweiße Bahnhofshalle. Nicht jedem ist es gegeben, in dem hier herrschenden Gewühle Beobachtungen zu machen. Aber uns fällt sogleich ein behäbiges Ehepaar auf, dessen blitzblankes Reisegepäck noch mehr als ihre aufgeregten Mienen verrät, daß sie sich den Luxus einer Reise nur selten gönnen dürfen. Es wäre aber Unrecht zu glauben, daß sie deshalb für den Zauber eines schönen Frühlingsmorgen unempfindlich sind. Vielleicht genießen sie ihren bescheidenen Ausflug mehr als etwa der elegante Globetrotter, den wir hinter dem dicken Spiegelglas eines Abteils I. Kl. bemerken. Er lehnt lässig in den kirschroten Samtpolter und hat den Arm bequem in die braune Lederschlinge geschoben, die neben dem Fenster herunterhängt. Über seinem Kopf liegt der Frühstückskorb mit seinem appetitlichen Inhalt, daneben ein Reisenecessaire, in dem wir wohl mit Recht zahlreiche geschliffene Kristallflakons mit dicken, kugeligen Silberstöpseln vermuten. Diese Gepäcksstücke sind mit den bunten Reklamemarken vornehmer Hotels beklebt und natürlich unbeschreiblich verwahrlost. Wer weiß aber, ob diesen Weltmann, dessen Benehmen so sicher unbefangen erscheint, als könnte ihm auf dem Parkett des Lebens nichts mehr zustoßen, nicht längst insgeheim das Zipperlein plagt ...

Im Gedränge fallen uns einige verdächtig aussehende Burschen auf, denen die Nähe eines diensteifrigen Wachmannes übel zu behagen scheint. Es sind ungute Gesellen, denen man nicht des Nachts allein im Walde begegnen möchte, denn das Messer (Mandl) sitzt ihnen locker genug im Stiefel.

Nun zurück in die Stadt. Es ist die Stunde, da die Läden und Büros geöffnet werden, und die Straße wimmelt von jungen Geschöpfen in einfacher, aber netter Kleidung, die zur Arbeit eilen. Manchen mag das wohl sauer ankommen, aber die meisten dieser guten Kinder verdienen vielleicht eher die Liebe eines braven Mannes, als manche geputzte Dame, die einige Stunden später auf dem Korso erscheint, um ihr buntes Seidenkleid und ihren großen Federnhut bewundern zu lassen.

Aber vielleicht hat auch diese ihre Berechtigung. Nicht jeder freilich vermag sie zu erkennen, aber wer ein wenig tiefer ins Leben geblickt und manchen Vorhang gelüftet hat, der deutet sich alles mit jenem indischen Wort, das da lautet: »Nichts ist wahr und das bist du!«

* * *

Viel Begeisterung hat der Krieg für den Rezitator Wüllner übriggelassen. Es dürfte sich um einen rhapsodisch erhöhten Gregori handeln. Einer der ausführlichsten Wüllner-Verehrer schreibt:

. . . Vorleser ist er nicht, weil er niemals vorliest, alles frei und auswendig vorträgt. Um ihn Schauspieler zu nennen, dazu fehlt ihm das Um und Auf der Bühne.

Ganz richtig, da er nur in Konzertsälen auftritt.

Sicherlich steckt schauspielerische Begabung in ihm; wie weit sie reicht, können nur die beurteilen, die ihn auf dem Theater gesehen haben.

Zum Beispiel ich. Als Jarl Skule in den »Kronprätendenten« von Reinhardt, einem abendfüllenden Sketch, der mir damals viel Spaß gemacht hat. Es war ein Versuch, das Leben und Treiben in einem Zirkus auf die Bühne zu bringen, lange bevor das Gegenteil sich bewährt hat.

* * *

Vorlesung im Kleinen Musikvereinssaal, 21. Dezember: I. Vorwort (Ein Irrsinniger auf dem Einspännergaul) / Schmückedeinheim / Aus großer Zeit / Aphorismen / Hopsdoderoh / »Drückeberger in Frankreich« u. s. w. / Die Freigelassenen / Hier wird deutsch gespuckt / Aus Schopenhauer / Diana-Kriegs-Schokolade / Kinder und Vögel sagen die Wahrheit / Wiese im Park / Abschied und Wiederkehr / Sonnenthal / Elegie auf den Tod eines Lautes. II. Dialog der Geschlechter / Eeextraausgabeee —! — Schweigen, Wort und Tat.

* * *

In Nr. 413—417 ist zu lesen: S. 8, 13. Zeile von unten, statt: vom Tagblad! Extraausgabää —!« *vom Tagblad!*« »*Weltblad! Extraausgabää —!*«; S. 43, 1. Zeile nach dem Zitat, statt: Wenn die Herren, die die große Zeit *Wenn die Herren die große Zeit;* S. 104, 5. Zeile von unten, statt: und dem die *und der die.*

* * *

Das im »Verlag der Schriften von Karl Kraus«, Leipzig, am Jahresbeginn erschienene Buch »Worte in Versen« enthält die folgenden Stücke:

Verwandlung / Vergleichende Erotik / Leben ohne Eitelkeit / Zwei Läufer / Mein Weltuntergang / Beim Anblick einer sonderbaren Parte / Tod und Tango / Die Leidtragenden / Kriegsberichterstatter / Eeextraausgabeee—! / Monolog des Nörglers / Beim Anblick eines sonderbaren Plakates / Die Grüngekleideten / Elegie auf den Tod eines Lautes / Inschriften / Eine Prostituierte ist ermordet worden / Grabschrift / Beim Anblick einer Schwangeren / Zum wohltätigen Zweck / Die Krankenschwestern / Sonnenthal / Wiese im Park / Vor einem Springbrunnen / Aus jungen Tagen / Abschied und Wiederkehr / Widmung des Wortes / Der sterbende Mensch / Sendung.

»Die Inschriften« enthalten:

Vae victoribus! / Fortschritt / Nach Goethe / Sittlichkeit und Kriminalität / Christlicher Umlaut / Sexus und Eros / Elegisches Versmaß / Heroischer Vers / Norm / Reinigung / Kategorien.

Ungedruckt sind: »Sendung« und »Heroischer Vers«. In Versform neugeordnet — außer dem im letzten Heft veröffentlichten »Eine Prostituierte ist ermordet worden« — die Stücke: »Beim Anblick einer sonderbaren Parte« und »Sonnenthal« (nach dem Schluß des Aufsatzes: Das Denkmal eines Schauspielers). Sonst etliche Änderungen in Text und Titeln. — Das Buch ist bei Drugulin in Leipzig gedruckt.

* * *

Irgendwo wurde kürzlich festgestellt, daß das Burgtheater in einem kläglichen Zustand vor der Shakespeare-Feier steht und heute nicht imstande wäre, Macbeth, Hamlet und Lear aufzuführen, während zum Beispiel das tschechische Landestheater in Prag mit fünfzehn Werken von Shakespeare, die es längst in seinem Spielplan habe, den Gedenktag feiern werde. Dieser Angabe opponiert eine alberne, geradezu burgtheateroffiziöse Zuschrift, in der es, ohne eine Kenntnis der Prager Theaterverhältnisse zu behaupten, heißt, es komme auf die Inszenierung an, auf die das Burgtheater bekannt-

lich so viel Sorgfalt verwende, daß fünfzehn Stücke, die man nie im Repertoire »stehen« habe — man muß also wohl täglich von neuem inszenieren — überhaupt nicht herauszubringen wären. Die Hinweisung auf Prag, so interessant sie an sich sei, werde »doch dem Burgtheater nicht ganz gerecht«, auch in Bezug auf die Frage der Darstellung:

Wir kennen die schauspielerische Qualität der tschechischen Vorstellungen nicht. Wenn es sich bloß darum handeln würde, alle die fünfzehn angeführten Stücke am Burgtheater zu spielen, so wäre das ja auch zu machen. Aber man würde, gewöhnt an erste Darsteller und auch von ihnen verwöhnt, wenig erbaut davon sein, daß hervorragende Rollen nicht ihrem Gewicht gemäß besetzt wären. Man weiß doch, wie anspruchsvoll das Burgtheaterpublikum ist.

Und setzt voraus, daß es sich in Prag »bloß darum handelt etc«. Dem anspruchsvollen Burgtheaterpublikum, das an erste Darsteller gewöhnt ist, aber sie schon so lange entbehren kann, und das nun seit zwei Jahrzehnten von Herrn Reimers verwöhnt wird, wäre offenbar eine Hauptrolle mit einem Schauspieler wie dem Prager Vojan nicht ihrem Gewicht gemäß besetzt. »Es erscheint wichtig«, schließt die Zuschrift, »alle Seiten der Sache besonnen zu erwägen«. Die Verteidigung scheint mit ihrer Besonnenheit zufrieden zu sein und stellt somit an sich selbst geringere Ansprüche, als das Publikum ans Burgtheater. Dieses ist also nicht nur faul und unfähig, sondern bildet sich noch etwas darauf ein und setzt als selbstverständlich voraus, daß eine andere Bühne ihren Eifer nicht auf einem höheren Niveau betätigen könne. Es hat eine Tradition zu hüten, der vom ganzen heutigen Personal vielleicht noch die Toilettefrau auf der linken Seite gerecht wird, und die, nämlich die Tradition, will es nun einmal nicht kompromittieren. Aus Furcht, hinter den berechtigten Anforderungen zurückzubleiben, bleibt es hinter den berechtigten Anforderungen zurück. Denn das Burgtheaterpublikum ist so anspruchsvoll, daß es lieber gar keinen Shakespeare als einen unzulänglichen sehen will, es ist von Herrn Reimers als Othello dermaßen verwöhnt, daß es Herrn Reimers als Macbeth nicht zu sehen wünscht. Anstatt aber die Möglichkeit einzuräumen, daß auf dem heutigen slavischen Theaterboden eher Helden wachsen, als auf dem deutschen, oder anstatt, wenn das Zugeständnis inopportun wäre, zu schweigen, wagt man es, die Leistung zugunsten des Nicht-

geleisteten herabzusetzen, und lehnt es stolz ab, Shakespeare zu spielen, weil man einen Ruf zu wahren habe. Gewiß ist die Unterlassung einer Aufführung des Hamlet die würdigste Shakespeare-Feier, die das Burgtheater heute zu bieten hat. Aber durch welche Leistung wird es dem Rufe gerecht, wie erweist es sich der Tradition würdig, wie erfüllt es die Ansprüche des Publikums, dessen Verwöhntheit doch auf die Dauer nicht damit vorlieb nehmen kann, die Werke, die es nicht schlecht gespielt sehen will, gar nicht gespielt zu sehen? Die Zurückhaltung des Burgtheaters gegenüber Shakespeare in allen Ehren, aber sie ist eine Inkonsequenz. Das Burgtheater kann auch Goethe, Schiller, Grillparzer und noch viele andere Autoren nicht spielen, es muß Scribe, Sardou und andere verblichene Zeugen seiner Lustspielherrlichkeit verleugnen, und es sollte deshalb gegenüber den Ansprüchen des Publikums an die Darsteller und in Anbetracht der zeitraubenden Mühe der Inszenierungen einen radikalen Entschluß fassen, der seiner Korrektheit und Pietät angemessen wäre, um endlich Ruhe zu haben und sowohl dem eigenen Ruf wie dem ~~Ruf~~ des Wagentürlaufmachers, der am Schluß jeder Vorstellung sein »Aus iii—s!« in die Gegenwart kündet, im feierlichsten Sinne gerecht zu werden.

* * *

Wenn das, was heute in deutscher Sprache zu schreiben wagt, ohne ihres Atems einen Hauch mehr zu verspüren, irgendwie, von einem metaphysischeren Anstoß als dem Weltkrieg geschüttelt, imstande wäre, noch ein Quentchen Menschenwürde und Ehrgefühl aufzubringen, so müßte diese Armee von Journalisten, Romansöldnern, Freibeutern der Gesinnung und des Worts vor das Grab Adalbert Stifters ziehen, das stumme Andenken dieses Heiligen für ihr lautes Dasein um Verzeihung bitten und hierauf einen solidarischen leiblichen Selbstmord auf dem angezündeten Stoß ihrer schmutzigen Federstiele und Papiere unternehmen. In einer kleinen Biographie — wohl der einzigen anständigen Neuerscheinung der Reclam-Bibliothek —, aus der man auch einigermaßen die Superiorität der vormärzlichen Wiener Gesellschaft über den heutigen Mischmasch feststellen kann, der die Verpoverung österreichischer Werte als einen Triumph des Heute ~~feiert~~, sagt der Verfasser, Alois Raimund Hein, über die Beziehung des

~~Manne~~ (den J. V. Widmann den Seelenfrieden-Stifter genannt hat) zu einer Epoche, die anfing, ein freches Zeitbewußtsein zu bekommen:

Stifter trat als vollendetes Original vor die Schranken. Sprache und Empfindung waren ursprünglich und unvergleichlich; das bis zu anbetender Verehrung gesteigerte Naturgefühl, das liebevolle Versenken in zarte, weiche Stimmungen, die heilig-fromme Gemütstiefe, der Reichtum der Phantasie und die Fülle des Ausdruckes bei fast ängstlicher Scheu vor allem, was den Lärm des Tages ausmacht und sich im lauten Ringen der Zeit austobt, alles das mußte beifälligste Bewunderung und innigste Zustimmung finden in jenen zahlreichen Kreisen des Vormärz, welche den gedämpften Worten rein-frohen, weltfernen Kindersinnes willfähriger lauschen mochten als den eben damals mit ungestümer Leidenschaftlichkeit zornmütig ausgestoßenen Kampfrufen der literarischen Tumultanten. Inmitten des immer stärker anschwellenden Aufruhrs der Meinungen, inmitten der Verwünschungen und des Wutgeschreis wegen geistiger Knechtschaft, Unterdrückung der bürgerlichen Freiheit und Beschränkung der höchsten menschlichen Güter stand Stifter mit seinem glaubensfrohen Anhang auf einer Insel der Glückseligen, deren den ewigen Göttern geweihter Hain, küstenfern und abgeschlossen, unbehelligt blieb von der tosenden Brandung der Gezeiten. Während eine auf gewaltsame Umwälzung hoffende, dem Umsturz der Dinge in schrillen Tönen eindringlich das Wort redende Sängerschar mit den bedrückenden Erscheinungen des Alltags ihre murrenden Strophen füllte, hielt Stifter den verzückten Blick auf das Ewige und Unendliche, auf das Dauernde und Unveränderliche gerichtet. Gleichwie ihn später, als die Zeit der Erfüllung kam, das revolutionäre Aufschäumen der Volkswut erschreckte und anwiderte, so fanden auch die den blutigen Ereignissen vorangehenden Dithyramben des Freiheitsdranges keinen Weg zu seinem Herzen. Was die Zeitwelle hebt, was die Zeitwelle verschlingt, das achtete er für nichts. Nach seiner Anschauung vom Leben erschien ihm der Gedanke widersinnig, daß die Gewährung politischer Freiheiten an die Massen das Glück des einzelnen zu erhöhen vermöchte. Denn er erblickte das höchste individuelle Glück in dem harmonischen Einklang der Empfindungen, in der stillen Ausgeglichenheit des Innenlebens, in der erhabenen Friedfertigkeit, welche dem Einsamen abseits vom Wege erblüht. Dieses Glück, das jeder einzelne in seiner besonderen Weise sucht und aus der Tiefe seines Wesens gründet, konnte er nicht in Zusammenhang setzen mit den Kämpfen und Erschütterungen einer stürmisch bewegten Zeit. Die politischen und gesellschaftlichen Bestrebungen erschienen ihm in ihrer Wandelbarkeit und Unbeständigkeit klein gegen das unerschütterliche Walten der Natur. Der Halm, welcher genau so wie heute schon vor Jahrtausenden im Kosen der Lüfte sich wiegte, an dessen Wachstum alle Leidenschaften, alle Erfindungen, alle Umwälzungen der Menschengeschichte auch in der fernsten Zukunft keine Veränderung bewirken können, war dem stillen Poeten des Waldes bedeutender, wertvoller, heiliger, vertrauter als das Kampfgetümmel wechselvoller Erscheinungen....

Wohin hätte er aus der heutigen Welt entkommen mögen, in welchen Wald entfliehen können, um nicht auf Stacheldraht zu stoßen? Ihn heute lesen und sich dann wieder umsehen, in welcher Welt man lebt, verlangt stärkere Nerven als um nur in dieser durchzuhalten. Aber als Entschädigung für den Genuß der Heineschen »Harzreise«, deren Sprachschwindel mir neulich eine halbe Stunde leer gemacht hatte, habe ich doch wieder einmal jenen »Hochwald« gelesen, in den der dreißigjährige Krieg nicht dringt und aus dem die deutsche Sprache nicht mehr herauswill. Und nach einer notwendigen Durchsicht jener öden Reimeschluderei »Deutschland«, die sich ein Wintermärchen zu nennen wagt und die einst den aufgeweckten deutschen Schulbuben so imponiert hat, daß sie später viel bessere Kneipzeitungen verfaßten, bin ich vor Stifters »Feldblumen« gestanden. Dieser Jean Paul ohne Aufenthalt hat dort eine Stelle, in der ihm, wie alles und vor allem der Wald, die Musik zur Sprache wird. Ich frage, ob vor solchen Sätzen nicht der Krieg und seine sämtlichen Stilisten ihr Dasein einzustellen hätten:

»... Dann, wenn sie vor dem Instrumente sitzt, zieht ein neuer Geist in dies seltsame Wesen; sie wird ordentlich größer, und wenn die Töne unter ihren Fingern vorquellen und dies unbegreiflich überschwengliche Tonherz, Beethoven, sich begeistert, die Thore aufreißt von seinem innern tobenden Universum und einen Sturmwind über die Schöpfung gehen läßt, daß sich unter ihm die Wälder Gottes beugen — — und wenn der wilde geliebte Mensch dann wieder sanft wird und hinschmilzt, um Liebe klagt oder sie fordert für sein großes Herz, und wenn hierbei ihre Finger über die Tasten gehen, kaum streifend wie ein Kind andrücken würde, und die guten, frommen Töne wie goldene Bienen aus den vier Händen fliegen und draußen die Nachtigall darein schmettert, und die untergehende Sonne das ganze Zimmer in Flammen und Blitze setzt — und ihr gerührtes Auge so groß und lieb und gütig auf mich fällt, als wäre der Traum wahr, als liebte sie mich: dann geht eine schöne Freude durch mein Herz, wie eine Morgenröte, die sich aufhellt — die Töne werden, wie von ihr an mich geredete Liebesworte, die vertrauen und flehen und alles sagen, was der Mund verschweigt. ...«